Nr. 644. 42. Jahrgang.

Ausgabe für Berlin und Umgegend.
Abend-Ausgabe.

Freitag, 19. Dezember 1913

Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Helft den Arbeitslosen.

Könnte ein sozialer Notstand durch lange Reden gelöst werden, dann könnte man für die Beseitigung der in diesem Winter so hoch gestiegenen Arbeitslosigkeit das beste hoffen. In den großen Kommunen, die ja von der Arbeitslosigkeit reichlich sehr arbeitswilliger Arbeiter am schlimmsten betroffen werden, ist, wie gern zugegeben sei, der herrschende Notstand sehr eingehend, und gewiß auch mit viel gutem Willen behandelt worden; und auch der Reichstag hat trotz der Eile, mit der er auf die Weihnachtsferien hinarbeitete, ein paar Stunden für das Arbeitslosenproblem übrig gehabt. Nur daß es eben bei mehr oder minder platonischen Erörterungen geblieben ist. Einiges ist ja getan worden, wenn auch leider lange nicht genug. So hat die Stadt Berlin eine Beschleunigung der notwendigen städtischen Arbeiten angeordnet. Nur reichen die bisher getroffenen Maßnahmen bei weitem nicht aus. Unmittelbar vor dem Weihnachtsfest, das diesmal leider den Höhepunkt der Arbeitslosigkeit in Groß-Berlin bedeutet, steht die Oeffentlichkeit noch immer vor einer ungelösten Frage. Die Arbeitslosigkeit läßt sich eben nicht hinwegdisputieren.

Wir verkennen keinen Augenblick den Scharfsinn der gegnerischen Argumente gegen eine allgemeine Arbeitslosenversicherung. Es handelt sich dabei wenigstens zu einem gewissen Grade um einen Sprung ins Dunkle, es handelt sich auch um eine Gefahr. Nur daß so ziemlich die gleichen Gründe gegen die soziale Versicherung überhaupt geltend gemacht werden können und seinerzeit auch geltend gemacht worden sind. Das Deutsche Reich ist trotzdem vor einem Menschenalter auf diesem Wege vorangegangen, und die Erfahrung hat längst gezeigt, daß die ursprünglichen Besorgnisse übertrieben waren. Und wie man es gewiß nicht bedauern wird, daß in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Deutsche Reich mit der staatlichen Versicherung gegen Krankheit, Unfall, Invalidität und Altersschwäche vorging, so wird sich auch die Ueberzeugung durchsetzen, daß das soziale Gebäude durch eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit gekrönt werden müsse. Mag immer der Staatssekretär des Innern sich am 5. Dezember im Reichstag gegen die staatliche Arbeitslosenversicherung ausgesprochen haben, weil dieses Problem noch ungelöst sei, so wird doch die Zeit kommen, wo man sich zu einem entschlossenen Ja — Also aufschwingen und die Grundlagen der staatlichen Arbeitslosenversicherung legen wird. Zum Verzagen liegt für die Freunde der allgemeinen Versicherung gegen Arbeitslosigkeit nicht der mindeste Grund vor. Die Ideen haben sich noch immer gegen den Widerstand der stumpfen Welt durchgesetzt. Leider ist mit dieser Hoffnung auf einen künftigen Erfolg für die Not der Gegenwart nichts gewonnen. Man versteht es deshalb durchaus, daß die sozialdemokratische Fraktion in der gestrigen Stadtverordnetenversammlung den Versuch machte, mit einmal die Summe von 500 000 Mark zur sofortigen Unterstützung der Arbeitslosen bereit stellen zu lassen. Gewiß, auch gegen diesen Antrag lassen sich sehr gewichtige Gründe vorbringen; einmal entfallen von dieser Summe auf jeden der 45 000 Arbeitslosen höchstens 12 Mark, so daß im günstigsten Falle die Arbeitslosen mit ihren Familien ein bis zwei Wochen etwas zu brechen und zu beißen hätten. Dann aber scheint uns die Gefahr nicht beseitigt zu sein, daß derartige Zuwendungen an Arbeitslose als Armenunterstützungen angesehen und deshalb mit dem Verlust des Wahlrechts bestraft werden könnten. Diese sehr unerwünschte Wirkung wird auch schwerlich durch eine statutarische Bestimmung, wie sie in Frankfurt a. M. getroffen worden ist, wonach die bewilligten Gelder nicht als Armenunterstützung gelten sollen, aus der Welt geschafft. Aber es fragt sich sehr wohl, ob man die Unterstützungen nicht in der Form eines Darlehns geben könnte, das vielleicht, natürlich zu einem ganz niedrigen Satz verzinst werden müßte, sofern auch zinslose Darlehn als Armenunterstützung angesehen werden sollten. Die Arbeitslosen hätten es dann in der Hand, sobald sie wieder Arbeit gefunden haben, die Unterstützung zurückzuzahlen und sich auf diese Weise vor einer Beeinträchtigung ihrer politischen Rechte zu schützen. Zugleich könnte dann auch die Summe des von der Stadt Berlin zur Verfügung gestellten Betrages wesentlich erhöht werden. Aber wir müssen zugeben, daß die Entscheidung über diese und ähnliche Unklarheiten nicht übers Knie gebrochen werden kann. Die Ueberweisung des Antrags an einen Ausschuß ließ sich nicht vermeiden. Nur darf man wohl die beteiligten Parteien recht dringend ersuchen, die Sache zu beschleunigen und die Ueberweisung an den Ausschuß nicht als ein Begräbnis erster Klasse anzusehen.

Vorläufig hilft auch dieser Vorschlag nicht weiter. Die private Wohltätigkeit hat hier ein Feld. Zu Notstandsarbeiten, zu einer Beschleunigung der erforderlichen Verbesserungen findet sich in zahlreichen Betrieben und auch bei Privatpersonen Gelegenheit genug. Hier kann die kommunale Hilfsaktion sehr wirksam unterstützt werden. Auch ist darauf hinzuweisen, daß der Verein für soziale innere Kolonisation umsomehr Arbeitslose beschäftigen kann, je mehr Mittel ihm zur Verfügung gestellt werden.

Vor allem möge man in diesen vorweihnachtlichen Tagen der Kinder nicht vergessen. Es gilt ja auch sonst für eine soziale Ehrenpflicht aller besser situierten Mitbürger, auch die Kinder der Armen an der Weihnachtsfreude teilnehmen zu lassen. Möge man diesmal besonders reichlich geben; möge man nicht einen Tag länger warten, um im kleinen Kreise nach Kraft und Vermögen der Not zu steuern. Das Reich und der preußische Staat legen die Hände in den Schoß. Die Kommunen möchten gewiß helfen, aber ihre Mittel sind naturgemäß beschränkt, und ihre Hilfe verpflichtet die Notleidenden. Die private Unterstützung ist nicht von Reichsgesetzen abhängig; sie ist auch nicht mit rechtlichen Nachteilen verknüpft. Der einzelne kann auch viel eher entscheiden, wo wirklich die Not am größten ist. Wer immer dazu in der Lage ist, der möge in der Weihnachtszeit an der Linderung der gegenwärtigen Arbeitsnot mithelfen.

Caillaux über die Entente cordiale.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 19. Dezember.

In einem Interview mit dem Pariser Korrespondenten des „Daily Expreß" drückte der Finanzminister Caillaux sein Erstaunen darüber aus, daß er als Feind der Entente cordiale hingestellt werde. Er wies auf seine Reden und Handlungen hin und erklärte mit Betonung, daß kein Mensch auch nur den leisesten Beweis dafür habe, daß er nicht mit vollem Herzen Anhänger der Entente mit England sei. Er sei überzeugt, daß die Entente notwendig für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens sei und legte besonderen Nachdruck darauf, daß Frankreich dieselben Vorteile aus der Entente erwarte wie England, was England gewiß verstehen werde.

Leutnant v. Forstner zu 43 Tagen Gefängnis verurteilt!

Der Angriff auf den lahmen Schuhmacher von Dettweiler.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Straßburg, 19. Dezember.

Die heutige Verhandlung gegen den Leutnant v. Forstner vor dem Kriegsgericht hatte in den weitesten Kreisen ein bedeutend größeres Interesse wachgerufen als die Verhandlung gegen die drei Rekruten. Schon lange vor Beginn der Sitzung war der Saal des Kriegsgerichts dicht gefüllt. Die Verhandlung leitete in geschickter, objektiver Weise wiederum Kriegsgerichtsrat v. Jahn, der redlich bestrebt war, den Tatbestand einwandfrei festzustellen. Das Hauptinteresse erregte naturgemäß Leutnant v. Forstner. Er ist ein zwanzigjähriger, schlanker, intelligent aussehender junger Mann, mit diesen forschen, aber nicht unsympathischen Gesichtsausdruck. Aus dem Bericht des Obersten v. Reuter über den Leutnant ist hervorzuheben, daß dieser oft eine große Uebereiltheit zeigt, und daß ihm noch viel Weiterfahrung fehlt. Auch seine heutige Vernehmung bestätigte das nur; sicher hat er die Affäre und die Bedeutung seiner Person überschätzt. Denn die Ausdrücke, mit denen er heute sein Vorgehen verteidigte, wie „er könne sich nur Satisfaktion verschaffen, wenn er sogleich zuschlage" usw. beweisen eine Unreife, so daß es ein Fehler war, ihn zum Vorgesetzten zu ernennen. Dazu kommt auch noch eine ziemliche Unwissenheit in den einschlägigen dienstlichen Bestimmungen. Seine eigene Vernehmung bewies nur, daß die Annahme einer Notwehr unberechtigt ist. Eine gewisse Aufregung muß man dem Leutnant natürlich zugute rechnen. Aber es wurde festgestellt, daß der Schuhmacher Blank gar nicht die Absicht hatte, sich auf den Leutnant zu stürzen. Aus der Vernehmung des Hauptzeugen Blank, der einen ziemlich einfältigen Eindruck machte, ist nichts besonderes hervorzuheben. Recht wesentliche Momente zeigte aber die heutige Vernehmung des Obersten v. Reuter. Der Eindruck, den er heute hervorrief, ist bei weitem ungünstiger als in der Verhandlung gegen die Rekruten. Er machte seine Aussagen in einer Form, die geradezu herausfordernd war. Der allgemeine Eindruck ist der, daß der Oberst der wirklich Schuldige in der ganzen Affäre ist. Es war ein Fehler, ihn nach dem Elsaß zu kommandieren, zumal er eine ganz falsche Auffassung von den Zuständen im Elsaß mitbrachte.

Sicherlich soll ein Offizier seine Uniform nicht beleidigen lassen, aber wegen ein paar unflätiger Rufe Befehle zu erlassen, wie es der Oberst getan hat, war denn doch nicht nötig. So ordnete er an, daß jeder Offizier seine Pistole bei sich tragen und den Säbel bereithalten müsse, um energisch davon Gebrauch zu machen. Gegen jeden Offizier, der nicht so handeln werde, wie er es verlange, werde er ein ehrengerichtliches Verfahren einleiten lassen. Das ist wohl der Gipfel und jedem vernünftigen Menschen unverständlich. Ein solcher Offizier gehört nicht an die Spitze eines Regiments, und er eignet sich noch weniger als Erzieher und Vorgesetzter von jungen Offizieren. Ein solcher Offizier kann keine guten Beziehungen zwischen Militär und Zivil erhalten. Für den Oberst existiert nur das Militär, und das Zivil ist für ihn anscheinend nur „Wild", wenigstens gebrauchte er in der heutigen Verhandlung diesen Ausdruck. Die Offiziere müßten „diese Wild zur

Bei Carmen Sylva.

Von [Nachdruck verboten.]

Dora Hitz (Berlin).

Carmen Sylva, die literarische Königin von Rumänien, wird am 29. Dezember 70 Jahre alt. Wir haben Dora Hitz, die bekannte Berliner Malerin, gebeten, einige Erinnerungen an ihren Aufenthalt bei der Königin für unsere Leser niederzuschreiben.

Die Redaktion.

Der siebzigste Geburtstag Carmen Sylvas, der Dichterin, der Königin Elisabeth von Rumänien, wird in weiten Kreisen das Interesse wachrufen. In jungen Jahren durfte ich einige Zeit in der Nähe der bemerkenswerten Erscheinung dieser Frau von neuem verbringen; es mag für manchen von Interesse sein, wenn ich einige Aufzeichnungen aus dieser Zeit des Werdens über die künstlerische Persönlichkeit Carmen Sylvas gebe.

Siebzig Jahre bedeuten beinahe ein Leben; hier bedeuten sie ein Jahrzehnt, das voller Mühe, Aufopferung und Arbeit gewesen ist. An einem Stamm deutschen Fürstenhof geboren, inmitten geistig bedeutender Menschen aufgewachsen, für Kunst und alles hohe Geistige leidenschaftlich empfänglich, folgte Prinzeß Elisabeth zu Wied dem Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen nach Rumänien als Gemahlin. Rasch gewann sie sich durch die Güte und Liebenswürdigkeit, die aus ihrem ganzen Wesen strahlte, die Herzen ihres Volkes.

Kurz nach dem Friedensschluß des russisch-türkischen Krieges kam sie, einem Rufe der Königin folgend, nach Bukarest. Baracken und Lazarette waren noch von Verwundeten überfüllt, so daß man auf der Heide Zelte für Leichtverwundete und Rekonvaleszenten aufschlagen hatte. In aufopfernder und aufreibender Tätigkeit hatten die Fürstin und ihre Damen Monate der Pflege der Verwundeten geschwitzt. Nun war es Friede und der Hof zog zur Erholung nach Sinaia. Sinaia — heute ein moderner Badeort mit zahlreichen Villen — war damals ein lieblich stilles Tal am Fuße der Karpathen, deren wuchtige Bergeshäupter auf die Wiesen des Tales und die wundervollen Waldungen herabsahen. Außer dem Kloster wenige Häuser. Die Mönche des Klosters, deren Zellen der Hof bewohnen sollte, hatten gerade nur Platz gehabt, diese weiß zu tünchen und ihren Umzug in das bewohnbare, als unzulänglich verlassene alte Klostergebäude zu bewerkstelligen. Die gleichmäßig kleinen Zellen, die im Quadrat die Kirche umgaben, waren auf das einfachste mit Möbeln aus Tannenholz versehen. Eine Kommode galt als Luxus. Nur die Zimmer des Fürsten und der Fürstin waren geräumiger; zu ihrer Ausstattung waren die Möbel aus der Residenz gekommen. Diese Primitivität wurde von dem Fürsten weniger geschätzt als von der Fürstin Elisabeth, die, im Walde aufgewachsen, den Wald wie eine zweite Heimat liebte; alle kleinen Unbequemlichkeiten schienen ihr gering gegen die Freude, die Wunder des herrlichen Waldes, der das Kloster umgab, zu genießen. Wenn nur irgend möglich, veranlaßte Carmen Sylva, daß man den größten Teil des Tages im Walde verbrachte. So wählte sie auch den Platz für Schloß Pelesch mitten im Walde, und prachtvolle Tannen und Fichten durften nicht gefällt werden, sondern mußten im Bauplan des zu errichtenden Schlosses Berücksichtigung finden.

Die täglichen Wanderungen gingen nach der Grundsteinlegung natürlich zuerst zu dem entstehenden Bau, und von da bergan, dem Fluß entlang, der noch uneingeschränkt seinen Weg erbeutete, wo er wollte, über hoch übereinandergetürmte Felsblöcke sprang oder plötzlich unter gestürzten Riesenbuchen scheinbar verschwand, bis sein Rauschen den Wiedereintritt ins Licht bekundete. Blumen, wie ich sie nirgend mehr gesehen in dieser Ueppigkeit und Höhe, begrenzten und umsäumten den Bach. Bäume, Pflanzen und Tiere waren noch in ihrem Reich, und die Menschen erschienen als Eindringlinge. Unter den Aesten der gewaltigen Tannen, die sich tief zur Erde neigten, nie von einer Axt berührt, mußte man durchschlüpfen oder über sie hinweg klettern, so daß oft die beiden begleitenden Pionieroffiziere zum Beil greifen mußten, um das Weiterkommen zu ermöglichen. Allen voran schritt die Fürstin in ihrem weichen, elastischen Gang.

Aus diesem Wald und seinem Zauberreich entstanden die Märchen „Sonnenkind", „Friede" und andere; Hirtengeschichten auf rumänischer Sagen der Karpathen beruhend. Der Turfu cu dor — Sehnsucht erhob sie sich beim Morgengrauen, um die Lieder niederzuschreiben, die sie schreiben mußte, weil sie ihres Lebens innerstes Leben waren.

Das Fürstentum hatte sich in ein Königreich verwandelt. Niemals vergesse ich den Eindruck, den die Krönung auf mich machte und wohl auf alle, die ihr beiwohnten. Vor der alten Metropolitankirche, deren romanische Vorhalle als stark farbiger Hintergrund diente, stand der im Freien aufgebaute Altar. Auf dem Altar ruhte die Königskrone, umgeben von der hohen und höchsten Geistlichkeit, die, angetan in Silber und Gold, mit Kronentürmen auf den langbehaarten Köpfen, alttestamentarische Erzählungen vor unserem lebendigen Auge zu verwirklichen schienen. Die Krone, auf Wunsch König Carols aus dem Eisen einer erbeuteten Kanone gefertigt, wurde gesegnet und einige Augenblicke über das Haupt des Königs gehalten und geweiht. Die gleiche Zeremonie ward dann über dem Scheitel der sich tief neigenden, ebenfalls in Weiß und Gold gekleideten Königin vollzogen. Dieses Mittelbild war umgeben von den in reichen Trachten erschienenen Abgesandten aus allen Teilen des Landes, mit dem blauen Himmel als Grundton für all dies Gold, Silber und Weiß, unterbrochen von den farbigen Erscheinungen des Bauernvolkes. Es war eine Feier voll Licht und Farbe für den, der Augen hatte zu schauen.

Die Einfachheit der Hofhaltung verschwand nun allmählich in der Stadt wie in Sinaia. Die neubegründete Dynastie ward befestigt durch die Adoptierung eines Neffen des Königs, des jetzigen Kronprinzen. Die Königin selbst hatte ihr einziges Kind zu Grabe tragen lassen müssen, und Jahre tiefer Trauer waren diesem Verlust gefolgt. So schwer die Königin aber diesen Schlag des Schicksals empfand, solange sie auch brauchte, um sich mit Freude dem Leben wieder zuzuwenden: ihre im Grunde frohe und starke Natur siegte über das Lähmende allzu hingegebenen Schmerzgefühls. Lähmend in Wahrheit: denn jahrelang überfiel eine plötzliche Lähmung die Königin, wo die mit aller Kraft des Willens beherrschten Nerven auf Tage oder Wochen den Dienst versagten. Jedoch, war auch der Körper schwach, der Geist war stets willig. In Wochen stillen Leidens entstand manche Dichtung, wie der Märchenzyklus von „Leidens Erdengang", in dem aus der rührenden Gestalt des Leidens, das Wunden schlagen muß, wo Menschen sich glücklich wähnen, die tief religiöse Dichterseele der Königin zu uns spricht.

Die Königin versuchte auch nach dem Vorbild alter Miffalen Ornamente zu erfinden, und, kann erprobt, entstanden so große Bücher und Büchlein, deren Schrift und Randmalereien von der Hand der Königin sind. In dem Musikfaal, dessen Wände ich ausmalen durfte, und wozu ich die Sujets aus den Märchen Carmen Sylvas mir frei wählen konnte, in diesem Saal faß die Königin meist bei hereinbrechender Dunkelheit in herbstlichen Tagen unter ihrer Orgel an einem von ihr konstruierten kleinen Malpult und arbeitete, schrieb, malte oder zeichnete. Rings um sie waren die Damen in dem kleidsamen rumänischen Kostüm gruppiert, das Carmen Sylva als Hoftracht wieder eingeführt hatte, ebenfalls stickend, oder vorlesend oder musizierend. Oefters auch las Carmen Sylva aus einer ihrer werdenden oder eben vollendeten Dichtungen vor und sie gestaltete durch die Art ihres Vortrages die Dinge so lebendig, daß man das absolute Empfinden eines Erlebnisses hatte. Ich erinnere